

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2018

Menschenrechte
im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

Kuratorium:

Michael Ansel (Wuppertal), Olaf Briese (Berlin), Birgit Bublies-Godau (Dortmund), Norbert Otto Eke (Paderborn), Philipp Erbentraut (Frankfurt a. M.), Jürgen Fohrmann (Bonn), Bernd Füllner (Düsseldorf), Katharina Gather (Paderborn), Katharina Grabbe (Münster), Detlev Kopp (Bielefeld), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Sandra Markewitz (Vechta), Anne-Rose Meyer (Wuppertal), Maria Pormann (Köln), Florian Vaßen (Hannover)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2018
24. Jahrgang

Menschenrechte im Vormärz

herausgegeben
von
Sandra Markewitz und Jean-Christophe Merle

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

Publiziert von

Aisthesis Verlag Bielefeld 2021

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Satz: Germano Wallmann, geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1644-5

Print ISBN 978-3-8498-1376-5

E-Book ISBN 978-3-8498-1377-2

www.aisthesis.de



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

Patricia Czezior (München)

Die Repressalien der Zensur und die juristisch-dichterische Utopie des „freyen Menschenthums“¹ in Heinrich Heines *Deutschland. Ein Wintermärchen*

1. Hinführung: Heinrich Heine als Jurist

Von 1819 bis 1825 studierte Heinrich Heine (1797-1856) in Bonn, Göttingen und Berlin Jura, ehe er sein Studium schließlich wieder in Göttingen mit der Promotion abschloss² – auf den ersten Blick eine rein rationale Studienwahl, die von bescheidenem fachlichem Interesse und wenig Leidenschaft getragen wurde.

Ich brachte jene gottverfluchten Studien zu Ende, aber ich konnte mich nimmer entschließen von solcher Errungenschaft Gebrauch zu machen, und vielleicht auch weil ich fühlte daß Andre mich in der Advokasserie und Rabulisterey leicht überflügeln würden, hing ich meinen juristischen Doktorhut an den Nagel.³

Auffällig ist die pejorative Konnotation von „Advokasserie“ und „Rabulisterey“, die die dahinterstehenden Tätigkeiten gar moralisch abzuwerten scheinen, bei gleichzeitiger Aufwertung des Erzählers, der sich in dieser Hinsicht gern „überflügeln“ lässt und lieber gleich ganz von der Materie Abstand nimmt. Freilich sind Heines *Memoiren*, aus denen obiges Zitat stammt, kein (auto-)biographischer Paratext, sondern ein fiktionaler Text, was im Hinblick auf die starke Abneigung sowohl gegen das Studium der Rechtswissenschaften als auch gegen die spätere Ausübung eines juristischen Berufs, die hier zum Ausdruck kommt, eine gewisse Vorsicht gebietet. Dabei scheint eine leichte Übersteigerung gleichzeitig auch Mittel der literarischen Inszenierung zu sein.

1 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*. DHA, Bd. 4. Hg. Manfred Windfuhr. Hamburg: Hoffmann und Campe 1975-1997, S. 300 (= *Vorwort* (Zum Einzeldruck von 1844)).

2 Vgl. hierzu: Gerhard Höhn. *Heine Handbuch. Zeit – Person – Werk*. Stuttgart/Weimar: Metzler 2004, S. 504-505.

3 Heinrich Heine. *Memoiren*. DHA, Bd. 15, S. 64.

Mag Heine auch nie als Jurist gearbeitet und zumindest im Rückblick eine große Distanz zu seinem Studienfach eingenommen haben, so hat er doch als approbierter Rechtsgelehrter sein Studium erfolgreich beendet.⁴ Die Annahme, dass der Dichter Heinrich Heine in seinem Werk durchaus von diesem Vorwissen als Jurist beeinflusst wurde, sei deshalb eine zentrale Prämisse für die vorliegende Untersuchung. Unter diesem neuen Blickwinkel gilt das Hauptaugenmerk des Beitrages der Herausarbeitung, wie Heine in seinem Versepos *Deutschland. Ein Wintermärchen* (1844) die gesellschaftlichen und politischen Zustände im damaligen Deutschland darstellt und die repressiven Maßnahmen der Obrigkeit anprangert, die für ihn vor allem in der Zensur ihren konkreten Ausdruck finden.⁵

Unter Heines juristischen Dozenten in Bonn war Karl Theodor Welcker (1790-1869), ein „liberale[r] Professor und spätere[r] Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung“, zugleich „ein glühender Vertreter des vernunftrechtlichen Naturrechts und ein entschiedener Gegner der Historischen Rechtsschule“.⁶ Den Gegenpol zur Naturrechtslehre im 19. Jahrhundert, deren „Forderungen nach einem Höchstmaß menschlicher Freiheit ganz konkrete staatsrechtliche und staatsorganisatorische Vorstellungen“ beinhalteten, „die bei konsequenter Weiterentwicklung auch das Potential der Forderung nach Volkssouveränität enthielten“⁷, bildet die römische

4 „Am 20. Juli 1825 verteidigt Heine die Thesen seiner Dissertation und wird von Gustav Hugo mit *rite*, also ‚befriedigend‘, zum Dr. juris promoviert.“ (Rolf Hosfeld. *Heinrich Heine. Die Erfindung des europäischen Intellektuellen*. München: Siedler 2014, S. 152)

5 Auch Thomas Vormbaum betont, dass Heine sein Fachwissen bei Äußerungen und Urteilen bzgl. „rechtspolitischer“ Sachverhalte nicht ausgeblendet haben wird: „Auch wenn daher Heines zahlreiche Äußerungen zur Zensur zweifellos in erster Linie durch eigene, nahezu lebenslange Erfahrung mit diesem Rechtsinstrument beeinflusst sind, können sie doch als rechtspolitische Äußerungen eines Juristen verstanden werden.“ (Thomas Vormbaum. *Recht, Rechtswissenschaft und Juristen im Werk Heinrich Heines*. Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag 2006 (= Juristische Zeitgeschichte, Bd. 27), S. 2)

6 Arbeitskreis kritischer Juristen und Juristinnen (akj). HU Berlin. „Wer denkt denn noch an Deutschland in der Nacht? Juristenbiographie: Heinrich Heine“. *Das Freischützler*, 3 (2000). Online: <http://akj.rewi.hu-berlin.de/zeitung/00-3.heine.html> (Zugriff: 24.11.2017).

7 Rüdiger Suppé. *Die Grund- und Menschenrechte in der deutschen Staatslehre des 19. Jahrhunderts*. Berlin: Duncker & Humblot 2004 (= Schriften zur Verfassungsgeschichte, Bd. 71), S. 103-104.

Rechtsschule, wie sie von Carl Friedrich v. Savigny (1779-1861) vertreten wird, einem der Lehrer Heines in Berlin. Während für die Verfechter der späteren naturrechtlichen Lehre „das Menschenrecht mit dem Menschen entsteht, quasi eine unabtrennbare Komponente der menschlichen Natur i. S. eines ursprünglichen Persönlichkeitsrechtes [...] und gleichzeitig eine juristische Potenz darstellt“⁸, basiert Savignys Historische Rechtsschule auf einem Verständnis, das in letzter Konsequenz „zur prinzipiellen Verneinung vorstaatlicher Menschenrechte führte“.⁹ „[J]enes gepriesene römische Recht“, wie Heine spöttisch bemerkt, prägt in Zeiten der sich verschärfenden Restauration die universitäre Lehre, „obgleich es im grellsten Widerspruch mit der Religion, der Moral, dem Menschengefühl und der Vernunft“ steht.¹⁰ Der Konflikt zwischen den beiden Rechtsauffassungen ist dabei kein rein akademischer, sondern er spiegelt die politische Lage nach 1815 wider und die reaktionären Bestrebungen der Obrigkeit, einen vorrevolutionären und voraufklärerischen Status quo wiederherzustellen.¹¹

Die erste Vorannahme im engeren Sinne ist deshalb, dass Heine der naturrechtlichen Lehre mehr zuneigte als der Historischen Rechtsschule. Dass er in seinem Jurastudium vielleicht manches Mal die politische Einstellung, die der jeweiligen Lehrmeinung zugrunde lag, noch mehr ablehnte als die konkreten Inhalte des Studiums, ist die zweite These, die sich aus der einführenden Skizze ableiten ließe und eine neue Perspektive auf die Textanalyse eröffnen soll.¹² Unter anderen gesellschaftlichen und politischen Umständen

8 Rüdiger Suppé. *Die Grund- und Menschenrechte in der deutschen Staatslehre des 19. Jahrhunderts*, S. 107.

9 Rüdiger Suppé. *Die Grund- und Menschenrechte in der deutschen Staatslehre des 19. Jahrhunderts*, S. 106.

10 Heinrich Heine. *Memoiren*, S. 64.

11 So weist Rüdiger Suppé auf die in den Augen der Regierenden gefährliche Schlagkraft der „naturrechtlichen Menschenrechtsdogmatik“ hin: „Dieses revolutionäre Potential wurde schon 1815 von den Vertretern der Reaktion präzise ausgemacht und bekämpft. In der Ablehnung der Revolution und der Assoziierung der Revolution mit naturrechtlichen Menschenrechtssystemen liegt mithin eine Konstante der Metternichschen Pressionspolitik, die daher gleichzeitig revolutions- und naturrechtsfeindlich sein mußte.“ (Rüdiger Suppé. *Die Grund- und Menschenrechte in der deutschen Staatslehre des 19. Jahrhunderts*, S. 105)

12 Auch Stefan Grote geht davon aus, dass Heine im Falle von Savignys Lehren „deren wissenschaftliche Bedeutung“ gar „überhaupt nicht zur Kenntnis nahm“, sie stattdessen als „bloße Rechtfertigungswissenschaft, die den staatlichen

wäre möglicherweise auch sein Jurastudium anders verlaufen und am Ende wäre gar eine Berufswahl daraus erwachsen – die er ja zumindest kurzzeitig in Erwägung gezogen zu haben scheint, immerhin lässt er sich noch vor seiner Disputation taufen, da ihm als Juden die Möglichkeit der Anstellung im Staatsdienst verwehrt geblieben wäre. Dieser Hinweis scheint wichtig, da zuweilen auch in der literaturwissenschaftlichen Sekundärliteratur Heines Ausbildung als Jurist völlig ausgeblendet zu werden scheint, so als ob man darin Heines eigener Inszenierung der kategorischen Ablehnung dieses Studiums und Berufsstandes folgen wollte. Es mag richtig sein, dass „Heine für die Jurisprudenz nicht sein Herzblut vergossen“ hat, umso mehr aber für die „Gerechtigkeit und für die Menschenrechte“¹³, Werte, die er in einer stellenweise durchaus radikalen Vision dem im reaktionären Winterschlaf befindlichen Deutschland entgegenhält, wie im zweiten Teil der Analyse zu zeigen sein wird – und dies geschieht eben nicht aus der Position eines Laien heraus, sondern aus der eines Volljuristen.

2. Die Zensur

2.1 Textproduktion und -rezeption im Zeichen staatlicher Kontrolle

Nur wenige andere deutsche Autoren dürften gezwungenermaßen so dauerhafte und ausgiebige Erfahrungen mit den Organen des deutschen Zensurapparats gesammelt haben wie Heine: „Von 1831 bis zu seinem Tode waren alle Bücher Heines mit zwei eher zufälligen Ausnahmen von der preußischen Zensur verboten worden [...]“¹⁴ Die staatliche Maßnahme der Zensur, die abgesehen „von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, nie so massiv [...] wie im Preußen des 19. Jahrhunderts [auftrat]“¹⁵, hat zum einen

Despotismus als historisch gewachsenes Gewohnheitsrecht verteidigt“, betrachtet habe. (Stefan Grote. „Pandekten und Poesie – Heinrich Heine als Studiosus iuris“. In: *Juristische Schulung* (JuS), 12 (1999), S. 1156).

- 13 Thomas Vormbaum. *Recht, Rechtswissenschaft und Juristen im Werk Heinrich Heines*, S. 33.
- 14 Bernd Kortländer. „Censur muß sein! Heine, die Zensur, das Archiv“. In: *Zensur im 19. Jahrhundert. Das literarische Leben aus Sicht seiner Überwacher*. Hg. Bernd Kortländer und Enno Stahl. Bielefeld: Aisthesis 2012, S. 12.
- 15 *Zensur im 19. Jahrhundert. Das literarische Leben aus Sicht seiner Überwacher*, S. 7 (= Vorwort).

die Textgestalt und Editions-geschichte des *Wintermärchens* entscheidend beeinflusst, zum anderen kann sie auch als ein prägendes Motiv des Versepos ausgemacht werden, gewissermaßen als ein ständiger „Trittbrettfahrer zu den Reisebegleitern des Erzählers und des Lesers auf der Reise von Aachen nach Hamburg“. ¹⁶ Ihre Präsenz auf mehreren Ebenen wirkt sich zunächst als ein (Stör-)Faktor im Prozess der literarischen Kommunikation aus, angefangen beim Autor, der, so er mit der Zensur bereits vertraut ist, aus eigenem Interesse an der Rohfassung des Textes bereits als erster Zensor tätig werden wird, wenn er nicht gar bereits seine Gedanken noch vor ihrer Verschriftlichung einer Vorzensur unterwirft (längerfristig die schlimmste Konsequenz der öffentlichen Beschränkung der Meinungsfreiheit). Im *Vorwort*, das Heine als Geleit der Separatausgabe des Versepos mitgibt, erwähnt er auch tatsächlich sein Unterfangen, noch in Paris „zu mildern und auszuschneiden, was mit dem deutschen Klima unverträglich schien“. Dies wird ihn jedoch nicht vor dem „fatalen Geschäfte des Umarbeitens“ bewahren, denn sowohl sein Verleger als auch die Zensurbehörde melden „mannigfache Bedenklichkeiten“ an. ¹⁷

Bevor kurz die Editions- und Distributionsstrategie im Falle des *Wintermärchens* skizziert werden soll, sei noch erwähnt, dass Heine in Julius Campe (1792-1867) einen außergewöhnlichen Verleger gefunden hatte, der einen guten Instinkt für den Buchmarkt sowie kaufmännisches Kalkül mit Courage und Einsatz für die Autoren des Jungen Deutschland und des Vormärz zu verbinden wusste. So wandte er zum einen eine ausgefeilte Taktik des „Partisanenkampf[s]“ an, was die konkrete Veröffentlichung und Verteilung der von der Zensur bedrohten Druckerzeugnisse anlangte, zum anderen scheute er aber auch nicht die „offen[e], grundsätzlich[e] Auseinandersetzung mit der Obrigkeit“, wenn sie denn vonnöten schien. ¹⁸ Als eine Meisterleistung des „Partisanenkampf[s]“ sind tatsächlich die Herausgabe und

16 Thomas Vormbaum. „Die Einheit im Denken und Sinnen‘. Zensur und totalitäre Gefahr im *Wintermärchen*“. In: *Heinrich Heine. Deutschland. Ein Wintermärchen. Geschrieben im Januar 1844. Mit Kommentaren von Winfried Woessler und Thomas Vormbaum*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2006 (= Juristische Zeitgeschichte, Bd. 26), S. 117.

17 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 300 (= *Vorwort*; auch die beiden vorherigen Zitate beziehen sich auf diese Seitenangabe).

18 Gerhard Höhn und Christian Liedtke. „Der Weg von Ihrem Herzen bis zu Ihrer Tasche ist sehr weit“. *Aus dem Briefwechsel zwischen Heinrich Heine und seinem Verleger Julius Campe*. Hamburg: Hoffmann und Campe 2007, S. 15.

der Vertrieb des politisch höchst brisanten *Wintermärchens* zu bezeichnen: Wie Winfried Woesler detailliert darstellt, wurde Campe bereits während des Herstellungsprozesses aktiv, wobei der Drucklegung wie erwähnt ein eigenes Umarbeiten Heines voranging, bei dem Campe auch den Rat eines mit ihm und Heine bekannten, mit den Zensurmaßnahmen vertrauten Journalisten hinzuzog.¹⁹ Sodann reichte Campe die geplante Ausgabe der *Neuen Gedichte*, in die das *Wintermärchen* inkorporiert wurde, bei der Hamburger Zensurbehörde ein – obwohl Werke, deren Umfang über 20 Bogen betrug, eigentlich nicht von der Vorzensur betroffen waren. Allerdings hatte kurz zuvor „die Hamburger Behörde ihre Praxis gerade verschärft“²⁰ und Campe war stets bestrebt, „das Risiko des nachträglichen Verbots zu verringern, indem er sich [...] schon vorher um ein Imprimatur bemühte“.²¹ In diesem Fall jedoch scheiterte er mit seiner Strategie, der Senat verweigerte eine Entscheidung und verwies den Verleger stattdessen an den Zensor. Campe nutzte nun die ihm verbleibende Zeit und belieferte noch vor dem offiziellen Erscheinungstermin die Buchhandlungen mit der ersten Auflage der *Neuen Gedichte*, wobei er bereits kurz nach Druck der ersten Auflage einen Nachdruck mit geändertem Vorsatzblatt und eine zweite Auflage mit anderem Satzspiegel und dadurch reduzierter Seitenzahl veranlasste (diese zweite Auflage wurde teilweise durch eine *Vorrede* ergänzt, nicht zu verwechseln mit dem dem Separatdruck des *Wintermärchens* vorangestellten *Vorwort*). Anhand von Buchbinderrechnungen rekonstruiert Woesler, dass sich die Gesamtauflagenhöhe für diese eigentlich drei Auflagen auf 4.500 Exemplare belief.

Nachdem, wie zu erwarten, ein Verbot gegen die unzensierten *Neuen Gedichte* erging, durfte Campe zwar nicht mehr nachdrucken, aber die bereits gedruckten Exemplare noch in diejenigen Bundesstaaten ausliefern, in denen

19 Winfried Woesler. „Censur muß seyn“. Die Redaktions- und Zensurgeschichte des *Wintermärchens*“. In: *Heinrich Heine. Deutschland. Ein Wintermärchen. Geschrieben im Januar 1844*, S. 78: „Über den ersten Vorgang, der zeitlich noch vor Beginn der Herstellungsarbeiten liegt, sind wir durch die Erinnerungen von François Wille orientiert. Der damals 33-jährige Liberale kannte sowohl Heine als auch Campe und verfügte als Redakteur verschiedener Hamburger Zeitungen über einschlägige Erfahrungen mit der Zensur.“

20 Winfried Woesler. „Censur muß seyn“. Die Redaktions- und Zensurgeschichte des *Wintermärchens*“, S. 80-81.

21 Winfried Woesler. „Censur muß seyn“. Die Redaktions- und Zensurgeschichte des *Wintermärchens*“, S. 80.

das Werk noch nicht der Zensur zum Opfer gefallen war. Zeitgleich mit der Erstausgabe der *Neuen Gedichte* bereitet Campe den Separatdruck des *Wintermärchchens* vor, der nun am 10. September 1844 dem Zensor Friedrich Lorenz Hoffmann vorgelegt werden muss (währenddessen stehen die *Neuen Gedichte* schon kurz vor Auslieferung, ab dem 25. September sind sie offiziell lieferbar). Wie zu erwarten hat der Zensor ernsthafte Einwände, die „das ganze Epos [...] und seine politsch-satirische Substanz“ gefährden.²² In dieser Notlage wendet sich Campe in einem Brief an das Hamburger Zensurkollegium und bittet die Behörde um Einsicht und Milde, indem er gleichzeitig auf Hoffmanns angebliche Befangenheit hinweist. Auf einer zweiten Ebene wird Campes Vorstoß flankiert von einem persönlichen Besuch Heines und des bereits zuvor konsultierten Journalisten François Wille bei dem Zensor Hoffmann. Und tatsächlich zeitigt ihr Vorgehen Wirkung:

[...] auf dem Verhandlungswege, durch persönlichen Einsatz und taktisches Geschick konnten Campe und sein Autor, verstärkt durch Wille, Erstaunliches erreichen. Von den ursprünglich acht monierten Stellen, die über ein Dutzend Seiten Text betroffen hätten, blieben am Ende ganze vier übrig: zwei längere Passagen fielen fort bzw. wurden ersetzt, an zwei Stellen wurden brisante Ausdrücke durch unverbindlichere ersetzt. Das fast als Ganzes beanstandete Schlußkapitel blieb vollkommen unbeschadet. Insgesamt kann man von einem in der Zensurgeschichte von Heines Werken absolut einmaligen und auch für die Zensurpolitik der Restaurationszeit insgesamt wahrscheinlich seltenen Fall von erzwungener liberaler Handhabung der Bestimmungen sprechen.²³

Den unzensierten Separatdruck in einer Auflagenhöhe von 2050 Exemplaren ließ Campe wieder „durch Finessen und Falschmeldungen von seiten des Verlags über den genauen Erscheinungstermin“ an der Zensurbehörde vorbei ausliefern, so dass auch der Separatdruck fast zeitgleich mit den *Neuen Gedichten* ab Ende September bzw. Anfang Oktober auf dem Markt war.²⁴

22 Winfried Woesler. „Censur muß seyn“. Die Redaktions- und Zensurgeschichte des *Wintermärchchens*“, S. 85.

23 Winfried Woesler. „Censur muß seyn“. Die Redaktions- und Zensurgeschichte des *Wintermärchchens*“, S. 87; auch für die gesamte oben skizzierte Publikationshistorie vgl. Woesler, S. 80-87.

24 Winfried Woesler. „Censur muß seyn“. Die Redaktions- und Zensurgeschichte des *Wintermärchchens*“, S. 87; über weitere Nachdrucke der Separatausgabe im Ausland und den einzelnen deutschen Bundesstaaten siehe Woesler, S. 88-89.

In den darauf folgenden Monaten ergingen in den einzelnen Bundesländern, auf Initiative von Preußen hin, weitere Verbote und Zensurmaßnahmen²⁵, wobei davon ausgegangen werden kann, dass zu diesem Zeitpunkt bereits die meisten Exemplare des *Wintermärchens* verkauft waren und ihre Leser gefunden hatten. Zudem könnte man auch vermuten, dass das Verdikt gegen das *Versepos* in manchen Kreisen wie Werbung gewirkt und den Verkauf sogar noch beschleunigt haben mag.

Mögen auch angesichts von Campes unternehmerischem Geschick und seiner mutigen, ja fast dreisten Distributionsstrategie die Maßnahmen der Behörden ein wenig wie eine Posse anmuten, so darf darüber doch nicht vergessen werden, dass zum einen der persönliche Einsatz von Autor und Verleger sehr hoch war – vor allem für Heine, gegen den aufgrund seiner Mitarbeit bei der Pariser Emigrantenzeitschrift *Vorwärts* am 12.09.1844 ein Haftbefehl des preußischen Königs ausgesprochen wird (bereits zum zweiten Mal)²⁶ und der sich daher nicht mehr viel länger in Deutschland aufhalten kann. Zum anderen haben die Zensurmaßnahmen die Textgestalt des *Wintermärchens* doch entscheidend beeinflusst, obgleich Heine sowohl in seinem *Vorwort* als auch in den Versen den Eingriff thematisiert und dadurch metapoetisch zu integrieren versucht, wie im Folgenden zu zeigen sein wird. In jedem Fall ist es für die Gestalt eines Textes und einer literarischen Kommunikation keineswegs unerheblich, wenn gleichsam der Zensor immer als Erstleser zu imaginieren ist.

2.2 *Die Verletzung des Rechts auf freie Meinungsäußerung: poetischer Niederschlag und juristisch-gesellschaftliche Konsequenzen*

Bereits in Caput II. des *Wintermärchens* rückt die Beschneidung der Meinungsfreiheit als ein Leitmotiv des *Versepos* in den Fokus. Anlässlich der Zollkontrolle an der preußischen Grenze muss der Reisende seinen Koffer

25 Vgl. hierzu Winfried Woesler. „Censur muß seyn“. Die Redaktions- und Zensurgeschichte des *Wintermärchens*“, S. 94-102.

26 Bernd Kortländer verweist darauf, dass bereits im Juli 1844 ein preußischer Haftbefehl gegen Heine ergeht, im Februar 1845 folgt in der Angelegenheit dann gar ein Steckbrief, „in dem Heine wie ein Schwerverbrecher porträtiert wurde“ (Bernd Kortländer. „Censur muß sein.“ Heine, die Zensur, das Archiv“, S. 12).

öffnen, wobei die administrative Handlung durch einen gewissen Übereifer der ausführenden Organe über das Ziel hinauszuschießen und in eine Verletzung der Privatsphäre zu entarten scheint: So „[b]eschnüffel[n]“ die Beamten „[a]lles“ und „krame[n]“ ungeniert „herum / In Hemden, Hosen, Schnupftüchern“ bei ihrer Suche nach Wertgegenständen.²⁷ Zudem erstreckt sich ihre Verfügungsgewalt auch auf „verboten[e] Bücher“²⁸ und damit den immateriellen Gegenstand der Gedanken, deren Freiheit das lyrische Ich vehement reklamiert, indem es darauf verweist, in seinem „Kopf“ tatsächlich „ein zwitscherndes Vogelnest / Von konfiszierten Büchern“ zu tragen.²⁹ Einerseits wird hier die Ineffizienz und Unsinnigkeit staatlicher Kontroll- und Zensurmaßnahmen angeprangert, die bestenfalls akzidentielle Erfolge für sich verbuchen können, andererseits aber wird doch auch die Schreckensvision eines Obrigkeitsstaates greifbar, der die Illusion der völligen Kontrolle seiner Untertanen ausgestaltet – mit einer dramatischen Konsequenz: Während der „Zollverein“ eine „äußere Einheit“ schaffe, wie ein Mitreisender erklärt, bewirke die Zensur eine „geistige Einheit“, eine „Einheit im Denken und Sinnen“.³⁰ Die Reglementierung und Beschränkung des Rechts auf freie Meinungsäußerung bewirkt, dass bestimmte unerwünschte Sachverhalte in einem ersten Schritt nicht mehr artikuliert und schließlich in einem zweiten Schritt nicht einmal mehr gedacht werden, stattdessen herrscht eine erzwungene Einförmigkeit der Meinungen und Ansichten. Heine thematisiert damit bereits zu Beginn ein auch an anderen Stellen wiederkehrendes Motiv, nämlich die Gefahr einer so erfolgreichen und umfassenden Zensurmaßnahme, dass am Ende doch nicht nur die Äußerungen, sondern eben die Gedanken der Untertanen einer totalen Kontrolle unterworfen werden.

In Caput XIII. bricht der Tag „bey Paderborn“ mit einer ironischen Entromantisierung des Sonnenaufgangs an, dessen immer wiederkehrende Vergleichenheit, „die dumme Erde“ dauerhaft (wohl im Licht der Aufklärung) zu „[b]eleuchten“, mit dem Bemühen des Erlösers gleichgesetzt wird, die Menschheit zu retten, weshalb er nun ans Kreuz genagelt dem Reisenden am Wegesrand begegnet.³¹ In einem satirischen Gedankenexperiment imaginiert das lyrische Ich, Jesus hätte seine Botschaft schriftlich verkündet:

27 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 93.

28 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 93.

29 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 94.

30 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 94.

31 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 118.

„Der Censor hätte gestrichen darinn / Was etwa anzüglich auf Erden, / Und liebend bewahrte dich die Censur / Vor dem Gekreuzigtwerden.“³² Juristisch gesehen gerät die Zensur so zu einer Präventivmaßnahme, die dabei in paternalistischer Manier nicht nur die Untertanen vor der Beeinflussung durch möglicherweise revolutionäres Gedankengut schützen soll, sondern auch den Autor vor den Folgen seiner ungebührlichen Äußerungen. Diese „Entkriminalisierung durch Vorzensur“³³ hätte Jesus vielleicht das Leben gerettet, das ihm die durch seine Verkündigung brüskierten Institutionen nahmen – und gleichzeitig wohl zu einer erheblich anderen Gestalt seiner Bergpredigt geführt. Bezeichnenderweise kleidet Heine diese Annahme in den resignativen Ausruf seines lyrischen Ichs: „Ach! hättest du nur einen anderen Text / Zu deiner Bergpredigt genommen, / Besaßest ja Geist und Talent genug, / Und konntest schonen die Frommen!“ Hier scheint ein weiteres Mal das Motiv der (freiwilligen) Selbstzensur durch, die der durch die Zensurmaßnahmen leidgeprüfte Autor auf sich nimmt, um bereits im Vorfeld jedem Konflikt aus dem Weg zu gehen. Diesen Gedanken der Vermeidung und des vorausseilenden Gehorsams greift Heine in Caput XXV. wieder auf, als Hamburgs Stadtgöttin Hammonia im Gespräch die vergangenen politischen Unruhen und die damit verbundenen Auswirkungen auf das Leben der Bürger herunterzuspielen versucht:

Ja, daß es uns früher so schrecklich ging, / In Deutschland, ist Uebertreibung; / Man konnte entrinnen der Knechtschaft, wie einst / In Rom, durch Selbstentleibung. // Gedankenfreiheit genoß das Volk, / Sie war für die großen Massen, / Beschränkung traf nur die geringe Zahl / Derjen'gen, die drucken lassen.³⁴

Dem dramatischen Abschluss des Verses, der „Selbstentleibung“, unmittelbar in der nächsten Strophe die „Gedankenfreiheit“ folgen zu lassen, dekonstruiert diese bereits als Worthülse und macht die Erklärung fast schon überflüssig: De facto gibt es in diesem Szenario kein Recht auf freie Meinungsäußerung, denn die Untertanen sind nur so lange vor Repressalien sicher, so lange sie nicht „drucken lassen“, d. h. keine Autoren sind und sich in keiner Weise öffentlich äußern. Die wirksamste Waffe der Zensur wird so die Furcht der

32 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 119.

33 Thomas Vormbaum. „Die Einheit im Denken und Sinnen‘. Zensur und totale Gefahr im *Wintermärchen*“, S. 126.

34 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 149.

Masse, die entweder völlig verstummt oder sich nur noch gemäß den von der Regierung willkürlich erlassenen Vorgaben des Denk- und Sagbaren artikuliert – und sogar letzteres ist aufgrund des Interpretationsspielraums bereits mit einem gewissen Risiko behaftet. Dass es Heine mit seiner Schreckensvision einer zu Ende gedachten Unterdrückung des Rechts auf freie Meinungsäußerung ernst ist, zeigt sich nicht zuletzt im Motiv der Kreuzigung Christi und in der Anspielung auf den (erzwungenen) Freitod in der Antike – ein Staat bzw. eine Regierung, die die Menschenrechte nicht achtet, kann für die Untertanen lebensgefährlich werden.³⁵

Vergleichsweise harmlos wirkt da zunächst die persönliche Begegnung Heines mit seinem Zensor Hoffmann in Caput XXII. Der Nebel, aus dem heraus sich die Gestalt des Zensors im Zentrum von Hamburg, auf dem Gänsemarkt, materialisiert, dürfte wohl jenseits eines jahreszeitlichen Phänomens die trübe, antiaufklärerische Seite seines Berufs symbolisieren. Das lyrische Ich scheint dem „gedrückt“ wirkenden Hoffmann beinahe so etwas wie Mitleid entgegenzubringen, wie zwei gute Bekannte begrüßen sie einander: „Wir schüttelten uns die Hände, es schwamm / Im Auge des Manns eine Thräne. / Wie freute er sich mich wieder zu sehn! / Es war eine rührende Scene.“³⁶ Tatsächlich sind der Autor und sein Zensor in eine exklusive Konstellation der literarischen Kommunikation gezwungen, denn Hoffmann ist qua seines Amtes einer der ersten und gründlichsten Leser der Texte Heines³⁷, wobei seine Rezeption jeweils Anlass zu einer Verhandlung

35 In seinen späten Gedichten zeigt Heine in der bitterbösen Miniatur *Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen* die Auswirkungen einer Gesinnungsdiktatur, in der es kein Versammlungsrecht mehr gibt („Wo ihrer drey beysammen stehn, / Da soll man auseinander gehn. / Des Nachts soll niemand auf den Gassen / Sich ohne Leuchte sehen lassen.“) und jeder auch nur mutmaßliche Verstoß gegen das Verbot der Versammlungs- und Meinungsfreiheit mit dem Tode bestraft wird: „Wer auf der Straße raisonnirt, / Wird unverzüglich füsirlirt; / Das Raisonieren durch Geberden / Soll gleichfalls hart bestraft werden.“ (*Heinrich Heine. Gedichte. 1853 und 1854*. In: *DHA*, Bd. 3.1, S. 227-228)

36 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 140.

37 Diese spezifische Kommunikationssituation, durch die Zensur im Allgemeinen bedingt, ist sowohl aus literaturwissenschaftlicher als auch aus sprachwissenschaftlicher Perspektive eine besondere: Dadurch, dass man bei Texten, die potentiell der Zensur unterliegen, nicht nur einen Sender und einen Empfänger (im Sinne von Bühler oder Jakobson) hat, sondern einen Empfänger (den Zensor), der allen anderen Empfängern (den Lesern) der Botschaft bzw. des

der Textgestalt gibt.³⁸ Die sich dadurch zwangsläufig einstellende Nähe darf jedoch nicht nostalgisch verklärt werden, wie es auch Hammonia versucht, die dem Zensor gar eine gewisse Altersmilde unterstellt, allerdings in direktem proportionalem Verhältnis zu einer auch beim Dichter vorausgesetzten Bereitschaft, sich „in manches zu schicken“ und „sogar die Vergangenheit / In besserem Lichte [zu] erblicken.“³⁹ Doch genau dazu ist der Dichter nicht bereit und deshalb haben für ihn die Beschneidung der Meinungsfreiheit und ihr ausführendes Organ, der Zensor, auch nichts von ihrem konkreten Schrecken verloren, wie bereits in Caput XVIII. durchscheint, da dem lyrischen Ich im Schlafe „[g]leich einer kalten Censorhand“ ein Gespinst über die „Stirne“ fährt, mit der sofortigen Wirkung, dass all seine „Gedanken w[ei]chen“. Im weiteren Verlauf seines Alptraums wird der Dichter von der Exekutive, „Gensd'armen in Leichenlaken gehüllt“, verhaftet und der Qual des Prometheus zugeführt, der Adler, der an seiner Leber nagt, ist dabei der „preußisch[e]“.⁴⁰ Obwohl die aufrührerischen Gedanken dem lyrischen Ich ja eigentlich bereits zuvor vom Zensor ausgetrieben wurden, führt sein nicht näher benannter Verstoß also zu einer sofortigen und drakonischen Strafmaßnahme, die ihn selbst zu einem Vorkämpfer von mythologischem Ausmaß stilisieren könnte, würde die Betonung seines langandauernden Klagens

Kommunikationsinhalts (d.h. des literarischen Werks) vorgeschaltet ist, und sowohl Sender als auch Empfänger sich dessen mehr oder weniger bewusst sind, kann sich dies folglich auf die Art der Textproduktion (Andeutungen, Auslassungen, Verschleierungen, Euphemisierungen, Ironisierung etc.) wie auch auf die der Rezeption (mehr Implikaturen bzw. „Lesen zwischen den Zeilen“) auswirken. In manchen Fällen bleibt der Zensor der einzige Empfänger, entweder in Bezug auf einzelne Textpassagen oder ein ganzes Werk. Zusätzlich ergibt sich unter Umständen eine mehrschichtige „Nebenkommunikation“ durch Gutachten, Rückfragen, Urteile oder Nachbesserungen zwischen dem Autor und dem Zensor bzw. der Zensurbehörde, die für die eigentlichen Empfänger (Leser) der Botschaft in der Regel nicht sichtbar ist.

38 Thomas Vormbaum erwähnt anlässlich dieser Textstelle neben dem „sozialpsychologische[n] Phänomen“ einer gewissen Notgemeinschaft zwischen dem Dichter und seinem Zensor auch noch die „im Vergleich mit Preußen [...] milde Hamburger Zensurpraxis“, die Heine hier vielleicht „zum Ausdruck bringt und anerkennt“ (Thomas Vormbaum. „Die Einheit im Denken und Sinnen‘. Zensur und totalitäre Gefahr im *Wintermärchen*“, S. 128).

39 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, Caput XXV., S. 149.

40 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 132.

über die Schmerzen, das erst durch den Hahnenschrei sowie die Banalität des Aufwachens sein Ende findet, den Heldenmythos nicht wieder ironisch brechen.⁴¹

Dass Hoffmann als personifizierte Zensurmaßnahme eine überaus konkrete und schmerzhaft Bedrohung für den Dichter darstellt, wird vollends in den letzten beiden Versen des Caput XXVI deutlich, da sogar der um eine optimistische Konzentration auf die Gegenwart bemühten Hammonia eine Schreckensvision des Zensors erscheint: „Doch ach! da kommt der Hoffmann auch / Mit seiner Censorschere! // Die Schere klirrt in seiner Hand, / Es rückt der wilde Geselle / Dir auf den Leib – Er schneidet in's Fleisch – / Es war die beste Stelle.“⁴² Mit diesem Bild endet gleichsam der erzählende Teil und die Deutschlandreise des Dichters, denn das letzte Caput XXVII stellt mehr einen Epilog und ein Vermächtnis dar; Hoffmann behält also mit seinem unverhältnismäßig dramatischen Angriff gewissermaßen das letzte Wort der Erzählung des Versepos und beschneidet sowohl den Text entscheidend als er auch die physische Unversehrtheit des Dichters bedroht. Freilich ist diese für die Exekutive so unrühmliche Szene perspektivisch „kunstvoll gebrochen“⁴³ und doch: Immerhin muss sich Heine wirklich für das *Wintermärchen* vor der Zensurbehörde verantworten und er muss Deutschland im Herbst 1844 rasch aufgrund eines Haftbefehls (obgleich nicht im Zusammenhang mit dem Versepos) verlassen, das Schreckensszenario ist also kein bloßes Traumgespinnst.

Als letzter zu dem Themenkomplex „Zensur“ gehöriger Baustein fällt die Figur des Liktors ins Auge, der dem lyrischen Ich immer dann erscheint,

41 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 132-133: „Er glich dem preußischen Adler jetzt, / Und hielt meinen Leib umklammert; / Er fraß mir die Leber aus der Brust, / Ich habe gestöhnt und gejammert. // Ich jammerte lange – da krächte der Hahn, / Und der Fiebertraum erblaßte. / Ich lag zu Minden im schwitzenden Bett, / Der Adler ward wieder zum Quaste.“

42 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 154. Die in der erotisch konnotierten Begegnung mit Hammonia nicht unplausible und bereits zu Heines Zeiten gepflegte „Deutung der Stelle als Kastrationsvorgang“ (Thomas Vormbaum. „Die Einheit im Denken und Sinnen‘. Zensur und totalitäre Gefahr im *Wintermärchen*“, S. 131) soll hier immerhin erwähnt werden – mag man ihr nun folgen oder nicht, die körperliche Bedrohung durch den mit einer Schere bewaffneten angreifenden Zensor ist so oder so greifbar.

43 Thomas Vormbaum. „Die Einheit im Denken und Sinnen‘. Zensur und totalitäre Gefahr im *Wintermärchen*“, S. 131.

wenn in ihm „Weltgefühle sprießen“ und ihm durch den Kopf „Geistesblitze schießen“⁴⁴, in Augenblicken also, in denen der Dichter einer Eingebung seiner Muße folgt und ihn zudem ein Anliegen umtreibt, das von gesellschaftlicher und (welt)politischer Relevanz ist. Sich selbst präsentiert der Liktör als die „That“, die dem folgt, was das lyrische Ich „ersonnen im Geist“, und mögen auch Jahre vergehen, der Liktör „raste nicht bis [er] verwandle / in Wirklichkeit“⁴⁵, was der Dichter gedacht bzw. niedergeschrieben habe, wie man wohl ergänzen darf. Dem lyrischen Ich ist nicht ganz wohl bei der Begegnung mit dem eher wortkargen Gesellen, der sich vorwiegend nachts zu zeigen scheint und bereits früher „unheimlich“ hinter ihm wartete, wenn der Dichter „am Schreibtisch“ saß.⁴⁶ Nun folgt der Liktör ihm wie ein Schatten durch das nächtliche Köln und offenbart seine Funktion, wobei er dem lyrischen Ich auch sein „blanke[s] Richtbeile“ zeigt⁴⁷ – von dem er dann im zweiten Teil der Nacht, im Traum des lyrischen Ichs, Gebrauch machen wird. „[O]hn Erbarmen“ „[z]erschmetter[t]“ der Liktör „die armen / Skelette des Aberglaubens“⁴⁸ in der „Drey-Königs-Kapelle“⁴⁹ des Kölner Doms, nachdem er zuvor das lyrische Ich gleichsam durch die Gassen vor sich hergetrieben hat. Obwohl das lyrische Ich erschöpft ist und aus einer „Herzenswunde“ blutet, muss es doch immer weiter gehen, der Tod folgt ihm dabei in einem an die Bibel gemahnenden Szenario⁵⁰ und die Gewalt findet ihren Höhepunkt in

44 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, Caput VI., S. 104.

45 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 105.

46 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 103.

47 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 105.

48 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 109.

49 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 107.

50 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, Caput VII., S. 106-107:
 „Wir gingen weiter. Mein Herz in der Brust / War klaffend aufgeschnitten, /
 Und aus der Herzenswunde hervor / Die rothen Tropfen glitten. // Ich tauchte
 manchmal die Finger hinein, / Und manchmal ist es geschehen, / Daß ich die
 Hausthürpfosten bestrich / Mit dem Blut im Vorübergehen. // Und jedesmal
 wenn ich ein Haus / Bezeichnet in solcher Weise, / Ein Sterbeglöckchen erscholl
 fernher, / Wehmüthig wimmernd und leise.“ Janina Schmiedel weist in diesem
 Zusammenhang darauf hin, dass es zwischen Heines Versen und dem Alten
 Testament, 2. Mose 12, „zwei signifikante Parallelen“ gebe, nämlich: „Blut wird
 an Häuserpfosten gestrichen und anderswo wird gestorben.“ Allerdings sei eine
 „eindeutige metaphorische Übersetzung“ nicht haltbar, denn das Blutzeichen
 erfülle hier ja gerade keine Schutzfunktion, vielmehr verursache „der Dichter mit

der Tat des Liktors im Dom. Und obgleich das lyrische Ich den Gerippen der Vergangenheit im Dom durchaus droht, scheint es von der sofortigen und brachialen Umsetzung durch den Lektor dann doch überwältigt.⁵¹

In der Gestalt seines dunklen Begleiters werden dem Dichter „die Grenzen seiner Autonomie bzw. der Autonomie der Kunst, wenn diese sich in ein politisches, gesellschaftskritisches Gebiet begibt“⁵², bewusst. Worte können in letzter Konsequenz immer Taten verursachen, sie können auch vom Autor einen hohen Preis fordern, wie es dem lyrischen Ich in dem Traumszenario vor Augen geführt wird. Im Hinblick auf die Zensur kann man daraus wiederum folgern: Die Obrigkeit fürchtet mit Recht Worte und Schriften, die sie in ihrer Rolle und Funktion anzweifeln. Denn eines Tages könnten diese sich in Waffen verwandeln, vor denen sich im letzten Caput das lyrische Ich nicht scheut, gar den König zu warnen: „Beleid’ge lebendige Dichter nicht, / Sie haben Flammen und Waffen, / Die furchtbarer sind als Jovis Blitz, / Den ja der Poet erschaffen.“⁵³ Immerhin handelt es sich um Waffen, die in Form eines künstlerischen Werks die Zeiten überdauern, ohne je an Schärfe zu verlieren, und die auch postum noch in der Lage sind, zu richten und ewig anzuklagen: „Kennst du die Hölle des Dante nicht, / Die schrecklichen Terzetten? / Wen da der Dichter hineingesperrt, / Den kann kein Gott mehr retten –“⁵⁴ In diesen letzten Versen steckt ein weiterer Hieb gegen die Zensur, darf man wohl annehmen: Der Autor behält das letzte Wort und jede

seiner Handlung das Gegenteil von dem, was die Geste eigentlich bewirken soll“ (Janina Schmiedel, „Sowohl im Leben wie in der Schriftwelt“. *Untersuchungen zu den Versepen und einigen Zeitgedichten Heinrich Heines*. Hannover: Wehrhahn 2013, S. 205-206) Auch für Schmiedel ist also in jedem Fall der Kontrollverlust entscheidend, der Dichter scheint nicht mehr Herr über die Geschehnisse zu sein, die er (unwillentlich) angestoßen hat.

- 51 Die Tatsache, dass die Bedrohung von einem Lektor ausgeht, ist wohl nicht ganz zufällig, denn in der römischen *res publica* begleiteten diese Amtsdienere die höheren Beamten (z. B. Konsul, Prätor) bei seinen öffentlichen Auftritten und trugen als sichtbares Zeichen der Amtsgewalt die *fascies*, ein Rutenbündel, in dem ein Beil steckte; Heine war diese Funktion sicherlich nicht nur als Bildungsbürger bekannt, sondern auch als intimer Kenner der römischen Rechts Traditionen und der damit verbundenen Implikationen.
- 52 Janina Schmiedel. „Sowohl im Leben wie in der Schriftwelt“. *Untersuchungen zu den Versepen und einigen Zeitgedichten Heinrich Heines*, S. 211.
- 53 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 156.
- 54 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 157.

Äußerung, die einmal in der Öffentlichkeit Gehör gefunden hat, kann selbst durch die strengste Maßnahme nicht wieder zurückgenommen werden.

Wie soeben dargelegt, ist die Zensur als ein Leitmotiv des *Wintermärchens* auszumachen. Heine thematisiert sie dabei zunächst abstrakt als Instrument der Exekutive, das sich in zwar unangenehmen, aber zunächst nicht bedrohlichen administrativen Vorgängen wie der Grenz- und Zollkontrolle niederschlägt und sich selbst als Präventivmaßnahme verkauft, zum Schutz der Untertanen. Dass die Zensur mehr ist als ein ungeliebtes Gesetz, zeigt sich sodann auf einer zweiten Ebene, im nächtlichen Alptraum des lyrischen Ichs im Wirtshaus in Minden in Caput XVIII. und in Hammonias Vision vom maßlos wütenden Zensor Hoffmann, ganz das dunkle Gegenbild des fast unterwürfig auftretenden Beamten, der dem lyrischen Ich auf dem Gänsemarkt die Hand schüttelt. In den Traumsequenzen und Visionen wird deutlich, dass Heine durch die Zensur die Integrität seiner Texte und seine persönliche Unversehrtheit in hohem Maße bedroht sieht. Ein Recht auf freie Meinungsäußerung existiert nicht und die Illusion der Sicherheit bestünde darin, völlig zu verstummen, für den Dichter freilich keine Option. Des Risikos, das eine kritische Teilhabe am politischen und gesellschaftlichen Diskurs immer beinhaltet, selbst ohne Zensur, ist sich der Dichter bewusst, wie Heine auf einer dritten Ebene in der Figur des Liktors zeigt. Denn jede öffentliche Äußerung wird Folgen zeitigen, deren Ausmaß und Wirkung der Urheber manchmal nicht mehr kontrollieren kann. Wenn aber noch nicht einmal der Autor selbst über die Konsequenzen seiner Worte gebieten kann, kann es die Obrigkeit mit ihrem zwangsläufig immer einen Schritt hinterher hinkenden Versuch der Meinungs- und Gedankenkontrolle erst recht nicht, ließe sich schlussfolgern. Die Macht des dichterischen Wortes wird am Ende also über die von Heine deutlich angeprangerten Verletzungen der Freiheits- und Menschenrechte⁵⁵ des Individuums siegen.

55 Der Begriff ‚Menschenrecht‘ war ein zu Beginn des 19. Jahrhunderts gängiger Terminus, wie Rüdiger Suppé erläutert: „Das ‚Menschenrecht‘ ist ein im wesentlichen von der westeuropäischen Aufklärungsliteratur und der Naturrechtspublizistik (ab 1789) genutzter Begriff, wengleich nach 1800 zunächst der inhaltlich identische Begriff des ‚Urrechts‘ vorherrschte [...]“ (Rüdiger Suppé. *Die Grund- und Menschenrechte in der deutschen Staatslehre des 19. Jahrhunderts*, S. 20) In einer durch die Französische Revolution eingeläuteten Umbruchsphase, in der sowohl das Individuum als auch die Bürgerschaft in ihrer Gesamtheit erst einmal ein Bewusstsein für gewisse unveräußerliche Rechte entwickeln mussten, „gingen zeitweise Menschenrechtskonzeption, Volkssouveränität, Rechtsstaat-

3. Heines radikaler Gegenentwurf: Die Befreiung des Menschen aus der „Dienstbarkeit“⁵⁶

Wie bereits erwähnt gab Heine der Separatausgabe des *Wintermärchens* als Geleitwort noch das *Vorwort* mit auf den Weg, in dem er zum einen deutlich die Zensur und ihre Auswirkungen auf das Versepos benennt sowie allerlei kritische Reaktionen und Befindlichkeiten seiner potentiellen Rezipienten vorwegnimmt. Zum anderen hält er vor allem aber dem repressiven Status quo, auf den er bei seiner Deutschlandreise trifft, gleichsam seine eigene Utopie des politischen und gesellschaftlichen Zusammenlebens entgegen. Die Sprengkraft dieses Paratextes ist den Zeitgenossen nicht entgangen, worüber bereits im Oktober 1844 ein gewisser Seebode, seines Zeichens „Referent im preußischen Innenministerium“, Zeugnis ablegt, der dem gesamten Versepos „bedenkliche Stellen“ attestiert und eigens das *Vorwort* erwähnt, das ihm „staatspoliceylich sehr interessant“ scheint.⁵⁷

Ausgehend von dem erwartbaren Vorwurf, es mangle ihm an Vaterlandsliebe und Patriotismus, verteidigt der Dichter sich und bezieht gleichzeitig Stellung gegen die „Bierstimmen“ der „heldenmüthigen Lakayen in schwarzroth-goldner Livree“.⁵⁸ Die Heimat, von der Heine träumt, hat wenig gemein mit einem kleingeistigen Nationalismus, der die Menschen nur wieder in eine neue Form der Knechtschaft zwingt, auch wenn sie sich im Kampfe für die Freiheit wähnen. Die desillusionierende „historische Wirklichkeit, auf die Heine allenthalben trifft, ist ein Europa der nationalen Egoisten und der nationalen Vorurteile [...] Heine reagiert darauf mit einer Europakritik, die zuallererst Nationenkritik ist.“⁵⁹ Auf einer ersten Ebene der Kritik wendet sich Heine gegen eine Territorialpolitik, wie sie in der Rheinfrage und in

lichkeit und das Demokratieprinzip eine äußerlich schwer zu differenzierende Mischform unter dem Oberbegriff ‚Urrechte‘ bzw. ‚Volks-‘ oder ‚Grundrechte‘ ein.“ (Rüdiger Suppé. *Die Grund- und Menschenrechte in der deutschen Staatslehre des 19. Jahrhunderts*, S. 15)

56 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 301 (= *Vorwort*).

57 Winfried Woesler. „Censur muß seyn“. Die Redaktions- und Zensurgeschichte des *Wintermärchens*“, S. 99.

58 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 300.

59 Renate Stauff. „... es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Partheyen“. Heines Europa im Widerstreit von Geschichte und Utopie“. In: Renate Stauff. *Poetische Zeitgenossenschaft. Heine-Studien*. Hg. Cord-Friedrich Berghahn. Heidelberg: Winter 2015, S. 67.

Bezug auf Elsass / Lothringen ihren Ausdruck findet. Der Rhein, der sich in Caput V. des *Wintermärchens*, personifiziert im Dialog mit dem lyrischen Ich, selbst gegen eine Vereinnahmung vor allem seitens der Deutschen aber auch der Franzosen wehrt, gehört „durch unveräußerliches Geburtsrecht“ sowohl dem Dichter, des „freyen Rheins noch weit freyerer Sohn“, als auch allen anderen „Landeskindern“. ⁶⁰ Auch wenn Heine hier erklärt, er werde „den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten“ ⁶¹, so wird doch deutlich, dass er ihn genauso wenig deutschen kleinstaatlichen oder nationalistischen Interessen überantworten will. Die Vision, die hier anklingt, fordert vielmehr für jeden, der am Ufer des Rheins geboren ist oder lebt, das universale Recht, den Fluss, jenseits aller Grenzen und Nationen, als den seinen zu bezeichnen. Des weiteren wendet sich Heine gegen das, wie man wohl annehmen darf, damals sehr populäre Bestreben, die Gebiete Elsass und Lothringen „dem deutschen Reiche [...] ein[zu]verleiben“. ⁶² Bezeichnenderweise geht er dabei gar nicht auf die Frage der nationalen Identität oder Sprache ein, sondern unterstellt der Bevölkerung, sie hänge aufgrund der „Gleichheitsgesetze und freyen Institutionen“ ⁶³, die die Revolution mit sich gebracht habe, eben mehr an Frankreich. ⁶⁴ Mit anderen Worten: Die staatsbürgerliche Evolution und die Verwirklichung der Menschenrechte sind in Frankreich schon weiter vorangeschritten, weshalb Heine einer politisch mündigen Bevölkerung unterstellt, sie wolle fürs Erste zu ihrem eigenen Besten lieber diesem Staat angehören. Doch seine Kritik hält hier nicht inne, sondern stellt nun auf einer zweiten Ebene grundsätzlich die Errungenschaften der Revolution

60 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 301.

61 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 301.

62 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 301.

63 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 301.

64 Tatsächlich ist die historische Gemengelage ein wenig komplexer: Betrachtet man hierzu beispielhaft allein die Region Elsass, in der zu Zeiten des Ancien Régime die deutsche Sprache und Kultur bei weitem vorherrschten, was in der folgenden Revolutionszeit „antideutsche“ Ressentiments nach sich zog, profitierte das Elsass in der Restaurationsepoche sowohl von politischer Freiheit als auch von ökonomischer Förderung (Industrialisierung). Es setzte außerdem eine zunehmende Französisierung ein, sprachlich, kulturell und politisch, so dass bereits Mitte des 19. Jh. die ideelle Orientierung mehrheitlich (vor allem seitens der bürgerlichen Profiteure) nach Frankreich ausgerichtet war, sich aber zusätzlich ein eigener Regionalpatriotismus herausbildete (vgl. Bernard Vogler. *Geschichte des Elsass*. Stuttgart: Kohlhammer 2012, S. 125-157).

in Frage, die ihm auch in Frankreich nicht weit genug reichen, denn die neuen Rechte seien zwar „dem bürgerlichen Gemüthe sehr angenehm [...], aber dem Magen der großen Menge“ ließen sie „dennoch Vieles zu wünschen übrig“.⁶⁵ In der Gegenüberstellung der Bürger und der „großen Menge“ klingt die Differenz des sozialen Status' durch, denn viele Vertreter des Volkes sind möglicherweise so arm, dass die Sättigung ihrer elementaren Bedürfnisse (angedeutet im Bild ihres Magens) kaum gewährleistet ist, eine demokratische Teilhabe am öffentlichen Leben ist für sie daher ein unerreichbares Ziel, zumal bis Ende des 19. Jahrhunderts in vielen deutschen Bundesstaaten ein Wahl- und Stimmrecht für die untersten Steuer- und Einkommensklassen nur sehr eingeschränkt galt.⁶⁶ Doch Heine geht es um weitaus mehr als den Ausgleich dieser Differenz, er fordert, „die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, [zu] zerstören“ und „den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung [zu] retten“ sowie „das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde ein[zu]setzen“.⁶⁷ Auch in Caput I. des *Wintermärchens* begegnet diese Idee, wenn das lyrische Ich gegen das „alte Entsagungslied“⁶⁸ der Religionen aufbegehrt und stattdessen ein „neues Lied, ein besseres Lied“ verspricht:

Wir wollen hier auf Erden schon / Das Himmelreich errichten. // Wir wollen hier auf Erden glücklich seyn / Und wollen nicht mehr darben; / Verschlemmen soll nicht der faule Bauch / Was fleißige Hände erwarben. // Es wächst hienieden Brod genug / Für alle Menschenkinder, / Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust, / Und Zuckererbsen nicht minder. // Ja, Zuckererbsen für Jedermann, / Sobald die Schooten platzen! / Den Himmel überlassen wir / Den Engeln und den Spatzen.⁶⁹

Die Botschaft ist klar und in ihrer Sozialkritik durchaus radikal, die Vormachtstellung der Kirchen, die den leidenden Gläubigen seit Jahrhunderten

65 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 301.

66 Zu den deutschen Verfassungen vgl. beispielsweise Reinhard Rürup. *Deutschland im 19. Jahrhundert. 1815-1871*. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht 21992, S. 129-138, sowie die Untersuchung von Markus Lotzenburger. *Die Grundrechte in den deutschen Verfassungen des 19. Jahrhunderts*. Düsseldorf: Droste 2015.

67 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 301.

68 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 91.

69 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 92.

die Erlösung im himmlischen Paradies in Aussicht stellen, wird ebenso angezweifelt wie die Verteilung der irdischen Güter, bei der die Privilegierten von der Mühe und Arbeit der „fleißige[n] Hände“ der Armen profitieren. Die gerechte Rationierung der lebenserhaltenden Güter für alle ist Heine aber nicht genug, seine utopische Vision imaginiert ein wahrhaft menschenwürdiges Dasein in dem Sinne, dass ein jeder auch das Recht habe, an der „Schönheit“ des Lebens teilzuhaben, an materiellen wie immateriellen Gütern also, die der Freude und dem Genuss dienen und über die Befriedigung der Grundbedürfnisse hinausreichen.⁷⁰ Renate Stauf bemerkt, dass Heine die Verwirklichung einer solchen Existenz „erneut in Gefahr gebracht [sieht] durch die aufkommenden demokratischen Bewegungen“, nämlich „die Offerten der Republikaner – und später auch der Kommunisten“.⁷¹ Der Dichter scheint die Abstraktion eines wie auch immer gearteten Ideals zu fürchten, das seine Anhänger stets in eine neue „Dienstbarkeit“ zwingt und die Allgemeinheit über die individuelle Freiheit stellt. Die Französische Revolution muss von den Deutschen vollendet werden, indem die „schwarz-roth-goldne Fahne“ zur „Standarte des freyen Menschenthums“ wird⁷², von dieser „Universalherrschaft“ Deutschlands träumt der Dichter, wenn er „unter Eichen wand[elt]“.⁷³ In dieser Utopie scheint die Institution des Staates als reglementierende Kraft eine nur noch untergeordnete Rolle zu spielen, denn die Freiheit jedes Einzelnen ist ein absolutes und unveräußerliches Recht, das in jedem Fall den National-, Territorial- und Eigeninteressen der Obrigkeit vorrangig ist – ein ursprünglich zutiefst naturrechtlicher Gedanke, der, wie in der Einleitung skizziert, wohl von Heines juristischem Studium herrühren

70 Wie wenig selbstverständlich eine solche Vision selbst im heutigen Deutschland noch ist, veranschaulicht vielleicht ein kurzer Seitenblick auf die in den Medien immer wieder kursierende Diskussion um die Höhe der Beitragssätze der Sozialhilfe, deren Aufgabe es eigentlich auch wäre, neben der Sicherung des Existenzminimums zumindest in einem gewissen Maß eine Teilhabe am sozialen und kulturellen Leben zu ermöglichen – ein Anspruch, der angesichts der Ausgaben in einer Großstadt aber kaum gewährleistet ist.

71 Renate Stauf. „Und Gott ist alles was da ist / er ist in unsern Küssen.“ Heinrich Heines Traum von der Menschengöttlichkeit“. In: Renate Stauf. *Poetische Zeitgenossenschaft. Heine-Studien*, S. 143.

72 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 300.

73 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 301.

mag.⁷⁴ Und ein Gedanke, dessen revolutionäres Potential von der Obrigkeit durchaus erkannt und gefürchtet wurde, wie die Genese und Rezeption des *Wintermärchens* zeigen.

4. Schlussbemerkung

Dem Versepos *Deutschland. Ein Wintermärchen* geht im Herbst 1843 eine Reise des Exilanten Heinrich Heine in seine Heimat voraus – die dort gewonnenen Erfahrungen scheinen so eindrücklich gewesen zu sein, dass diese Reise sogleich ihren dichterischen Niederschlag fand.⁷⁵ Wie eingangs erwähnt, war Heine zudem die Drucklegung des Werks und der Kampf mit der Zensurbehörde um die Erhaltung der ursprünglichen Textgestalt so wichtig, dass er dazu eigens wieder nach Hamburg fuhr, auch wenn dies für ihn mit einem nicht unerheblichen persönlichen Risiko verbunden war.⁷⁶

74 Hierzu Rüdiger Suppé, *Die Grund- und Menschenrechte in der deutschen Staatslehre des 19. Jahrhunderts*, S. 27: „Die libertas naturalis, die durch die iura connata konturiert wird, verliert mit der Staatsgründung ihre bisherige Totalität und Regelungsfreiheit und wird den Einrichtungen und Funktionen der Gemeinschaft unterworfen, sie wird zur libertas civilis, d. h. zur Daseinsform der ursprünglich unreglementierten Freiheit unter den Bedingungen der Gemeinschaftlichkeit, der Herrschaft und der Fremdbestimmung zwecks zu erfüllender Tugendpflichten.“

75 Siehe hierzu Walter Grab, *Heinrich Heine als politischer Dichter*. Frankfurt a. M.: Büchergilde Gutenberg 1992, S. 89: „Am 21. Oktober 1843 reiste Heine teils mit der Postkutsche, teil mit der Eisenbahn über Brüssel, Aachen, Köln, Hagen, Unna, Münster, Osnabrück und Bremen nach Hamburg. Er sah seine Mutter und die anderen Verwandten wieder und schloß mit seinem Verleger Julius Campe einen neuen Vertrag ab. Anfang Dezember fuhr er nach Paris zurück und begann sogleich mit der dichterischen Verarbeitung seines Deutschlandbesuchs, wobei er die erst auf der Rückreise besuchten Stationen Hannover, Minden und Bückeburg in umgekehrter Reihenfolge in den Text einbaute.“

76 Selbst nach Frankreich reichte der lange Arm der misstrauischen Regierungen und Staatsoberhäupter, die etwa in Paris einschlägige Lokalitäten, die von Emigranten und widerständigen Intellektuellen besucht wurden, von Agenten überwachen ließen, wie Gerhard Höhn und Christian Liedtke erwähnen: „Zusammenkünfte oppositioneller Schriftsteller weckten immer auch das besondere Interesse von Geheimagenten, die die Aktivitäten der – zwangsweise oder freiwillig – emigrierten Autoren in Paris ebenso aufmerksam wie argwöhnisch

Die Botschaft des *Wintermärchens*, „eine der bedeutendsten politischen Dichtungen in deutscher Sprache“⁷⁷, lag Heine offensichtlich sehr am Herzen, wobei sie zunächst eine schonungslose Bestandsaufnahme der Zustände in einem reaktionär erstarrten Land bedeutet. Aus juristischer Sicht prangert Heine die Unterdrückung des Rechts auf freie Meinungsäußerung an und macht deutlich, dass das flankierende Instrument der Exekutive, nämlich die Zensur, keineswegs eine lästige administrative Formalie ist⁷⁸, sondern dass die Zensur dramatische und sehr konkrete Auswirkungen auf die Existenz derjenigen hat, die sich den Mund nicht verbieten lassen, und dass sie in einem zweiten Schritt zu einer Selbstzensur der Schreibenden und somit auf lange Sicht zu einer völligen Unterdrückung unliebsamer Gedanken und zu einem mehr oder weniger ausgeprägten Verstummen führt.

Obwohl de facto nur bestimmte Einzelpersonen davon betroffen waren, sind die Auswirkungen der Zensur bzw. einer rigideren oder liberaleren

beobachteten.“ (Gerhard Höhn und Christian Liedtke. *Auf der Spitze der Welt. Mit Heine durch Paris*. Hamburg: Hoffmann und Campe 2010, S. 51) Von einem österreichischen Spion wird beispielsweise 1840 namentlich Heines Anwesenheit im Café Valois im Palais-Royal vermeldet (ibid. S. 52).

77 Walter Grab. *Heinrich Heine als politischer Dichter*, S. 91-92.

78 Die Allgegenwart der Zensur in den deutschen Bundesstaaten wurde von den meisten wohl als gesetzliche Gegebenheit unhinterfragt hingenommen, zumal sie das Leben eines Großteils der Bevölkerung ja auch nicht direkt betraf. Die wenigen, die sich damit in ihrer Funktion als Schriftsteller oder Journalisten auseinandersetzen mussten, hatten sich damit zu arrangieren, nur wenige dürften aufgrund der politischen Brisanz ihrer Schriften ein solches Risiko wie Heine eingegangen sein. Dass sich der ein oder andere immerhin eine ironische Anspielung leistete, beweist z. B. Herzog Max von Bayern, obgleich hierin fast schon wieder eine folkloristische Verharmlosung der Zensurmaßnahme mitschwingt, zumal der Aristokrat mit besten Verbindungen zum bayerischen König kaum ernsthafte Sanktionen hätte befürchten müssen: „Auch in seinen zahlreichen historischen Artikeln, die anonym in Zeitschriften erschienen, erwies sich Max als freiheitlich. In seinem Buch ‚Wanderungen nach dem Orient‘ (München 1839) zeigte er auch seinen Humor: er ließ zuweilen einige Zeilen frei und deklarierte sie als ‚Censur-Lücken‘.“ (Brigitte Hamann. *Elisabeth. Kaiserin wider Willen*. München: Piper 2017, S. 26) Dieser Kunstgriff begegnet in sehr plakativer Form auch in Heines *Das Buch Le Grand*, dessen gesamtes Capitel XII. aus drei Zeilen Gedankenstrichen und am Anfang „Die deutschen Censoren“ und einem mittigen „Dummköpfe“ besteht. (Heinrich Heine. *Reisebilder. Zweyter Theil. Ideen. Das Buch Le Grand. DHA*, Bd. 6, S. 201)

Handhabung derselben als gesamtgesellschaftliches Phänomen zu konstatieren, zeitigt doch eine strikte Anwendung wie im preußischen Einflussgebiet jener Zeit ein latentes Klima der Angst vor Unterdrückung und Denunziation.

Die permanente Verletzung eines fundamentalen Menschenrechts durch die Zensur wird dabei getragen von einer Bevölkerung, die in einem rückwärtsgewandten Traumzustand verharret und sich lieber nationalen Mythen (die Fertigstellung des Kölner Doms, Barbarossa in den Tiefen des Kyffhäuser, der Rhein als der sagenumwobene Strom der Deutschen) hingibt, als für ihre Freiheit zu kämpfen. Als politisch denkender Mensch und als Jurist, wie man ergänzen sollte, musste Heines Bilanz im Jahr 1843 wohl resignativ ausfallen, er „konnte keine Alternative zur bestehenden Misere erkennen, solange Deutschland noch im Winterschlaf erstarrt war, also solange die Untertanen ihren traditionellen Herren widerspruchslos gehorchten.“⁷⁹

Als Dichter hatte er jedoch die Vision, dass gerade die Deutschen aufgrund ihres Idealismus dereinst befähigt seien⁸⁰, die von den Franzosen in der Revolution vorgelegten Ideen zu vollenden und den Menschen gleichsam in einen Urzustand der absoluten Souveränität zu versetzen, frei von nationalen und politischen Fesseln. In dieser deutschen und gleichzeitig europäischen Utopie liegt Heines geistige Heimat, nach der er sich im Pariser Exil sehnt:

Ein neues Lied, ein besseres Lied, / Es klingt wie Flöten und Geigen! / Das Miserere ist vorbei, / Die Sterbeglocken schweigen. // Die Jungfer Europa ist verlobt / Mit dem schönen Geniuse / Der Freyheit, sie liegen einander im Arm, / Sie schwelgen im ersten Kusse.⁸¹

79 Walter Grab. *Heinrich Heine als politischer Dichter*, S. 112.

80 Zum Wesensunterschied zwischen der deutschen und der französischen Nation, über den Heine wiederholt räsonierte, Renate Stauf: „Auch für Heine bildete der Rhein die Grenze zwischen zwei geistigen Welten – einer Welt des Idealismus und einer des Materialismus. Wie Germaine de Staël beschreibt auch Heine die Franzosen als leichtlebigen, geselliges und heiteres, die Deutschen hingegen als ernstes, träumendes und tief sinniges Volk. Sie sind auch für ihn kein Volk der Tat, sondern der Kopfgeburten.“ (Renate Stauf. „Marianne und Germania beim literarischen Tee. Heine contra Mme. de Staël“. In: Renate Stauf. *Poetische Zeitgenossenschaft. Heine-Studien*, S. 43-44.)

81 Heinrich Heine. *Deutschland. Ein Wintermärchen*, S. 92.